

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Per Besuch.

Von Dr. A. Gollub.

Ich kann schwören, daß sich alles so zugetragen hat, wie ich es hier niederschreibe. Ich weiß jetzt, nach drei Monaten, noch genau jedes Wort, das sie damals zu mir sprach, und ich erinnere mich genau an jede Bewegung ihrer Hände und an das Spiel ihrer Augen. So war es und nicht anders:

Ich kam, wie immer, spät nach Hause. Es war eine jener schattigen Novembernächte, in denen jedes Geräusch lautlos ertrinkt und deren schreckliches Dunkel hart und hoffnungslos macht. Ich weiß auch, daß ich sehr schnell ging und daß ein abfunder Gedanke fortwährend mein Gehirn durchkreuzte. Ein irgend einer Straßenecke lag das Glück, dachte ich, und es springt die hell und funkelnd in die Arme. Es legt die Hände um dein Gesicht und küßt dich vielleicht auf den Mund.

Warte bei mir, würde ich sagen, nur eine Stunde bleibe bei mir, ich brauche dich so sehr. Ich kann nicht davon los, und während ich das Haus aufschloß, dachte ich selbst über meine Sentimentalität. Ich stieg in mein Zimmer hinauf und zündete die Schreibtischlampe an. Dabei war mir fortwährend, als sei noch jemand im Zimmer, oder als sei kurz zuvor jemand dagewesen. Ich ging diesem albernem Gefühl sofort hysterisch zu Leibe und durchsuchte das ganze Zimmer, ohne etwas Auffälliges zu entdecken. Schließlich sah ich dieses Gefühl auf meine etwas zu stark entwickelte Sensibilität, reichte es gewissermaßen in ein bestimmtes Fach nervöser Erscheinungen ein, um es auf diese Weise totzumachen. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch, weil ich deutlich spürte, daß jetzt an Schlaf nicht zu denken war. Damals arbeitete ich gerade an einem Aufsatz über „freiwillige Assoziationen“, ein Thema, das mich sonst zu interessieren pflegte, und zu dem ich eine Menge Wortstudien gemacht hatte, das mir in dieser Nacht jedoch mit einem Male fast und geschmacklos erschien. Was gingen mich im Grund meines Wesens die freiwilligen Assoziationen an.

Mit diesem Gedanken begann das, was ich so sehr fürchte. Mein Gedächtnis arbeitete wie ein Kinematograph. Es schlepte alles herbei, wir durcheinander. Alle Enttäuschungen und alle Weibeleien des gemeinen Lebens, alle Dinge, die längst hinter mir lagen, zeigte es mir mit häßlicher Deutlichkeit. Aber als es an Marianne kam, machte es halt und kam nicht weiter, als hätte es sich in diesem Dicht von Liebe, Lüge, Haß und jämmerlichem Mißverstehen verfangen. Ich versuchte mein entsetzliches Gedächtnis dadurch zu paralysieren, daß ich mir mit allem Willen Mariannes Gesicht vorstellte. Aber es ging mir wunderbar. Mariannes Züge waren verschwunden. Was es denkbar, Mariannes Schönheit zu vergessen? Erregt sprang ich auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen; auf und ab, auf und ab wie ein Tier. Schließlich ging ich an meiner Wäscheoffen und suchte nach einem beliebigen Buch, aus dem ich noch einige Erzerpate machen wollte. Mit vollkommen geklügeltem, mechanischer Arbeit hoffte ich diese quälende Erregung loszuwerden. Während des Suchens hörte ich ein paar mal meinen Namen rufen, ganz leise und wie aus weiter Ferne. Aber ich hörte ihn nicht mit den Ohren, sondern mit einem Sinn, den ich nicht beschreiben kann. Vielleicht mit einem Sinn, mit dem wir fühlen, daß jemand von hinten lange betrachtet, oder auf Grund dessen wir aus dem tiefsten Schlaf erwachen, wenn uns jemand stumm auf die geschlossenen Lider sieht. Ich erschauerte fürchterlich und fühlte, wie meine Hände zitterten. Im gleichen Moment beschloß ich auch schon, sofort ein starkes Schlafmittel zu nehmen und zu Bett zu gehen. Merkwürdigerweise dachte ich auch an die von den Psychiatern beschriebenen „Grenzszustände“. Der Gedanke des Berücktwerdens lag mir fern, aus meinem Beruf wollte ich, daß Gehörhalluzinationen sehr oft Symptome einer akuten Erregungszustände sind, die nach sehr kurzer Zeit wieder verschwinden. Ich erhob mich aus meiner gebückten Lage und hielt das Buch in der Hand. In diesem Augenblick geschah es:

Ich konnte nur einen erschrockenen Schrei herausbringen, dann fiel ich halb ohnmächtig gegen den Schrank. An der Tür stand Marianne.

Ich sehe jetzt, wo ich müde und leidenschaftlich dieses Erlebnis niederschreibe, nach jedem Zug ihres Gesichtes, genau wie sie damals vor mir stand. Ihre Augen waren dunkel und undurchdringlich, wie man sie

bei leidenden Frauen und bei Fieberkranken sieht und ihr Mund war selbstsam schwer und stand scharfziffen in dem bleichen Gesicht, halb geöffnet und wie von namenlosem Durst gepeiniget. Ich sah auch, daß sie ein weites, weißes, mantelartiges Kleid trug, sah ihre wundervollen Hände, die jetzt kraftlos und abgezehrt waren, so daß das feine Knochengewebe deutlich sichtbar war, die blauen Adernchen, die voll unfähiger Schmerzen darüberliefen, den Ring mit dem grünen Stein, das alles sah ich, so wie ich das Papier hier vor mir sehe. Es kam mir nicht in den Sinn zu fragen: „wo kommst du her, was willst du, wie kommst du herein?“ nichts von alledem. Von dem Augenblick an, wo ich sie gesehen, dachte ich an nichts anderes als an sie selbst. Die drei Jahre, die zwischen unserem letzten Zusammensein lagen, schrumpften zusammen zu nichts; vor fünf Minuten ist sie mit jenem bösen Wort auf den Lippen von mir gegangen, nun bereut sie es und kommt zurück. Ich erkannte deutlich den Trug und den Unfuss, aber es war mir unmöglich, ihn zu bannen. All das Sonderbare dieser Nacht hatte ich vergebens, wenigstens brachte ich es in keinerlei Beziehung zu ihr.

Marianne bewegte die Hand ein wenig, wie Schlafende zu tun pflegen und sagte leise: „Willst du mir nicht die Hand geben?“ Ich zitterte an ganzen Körper. Die alte Liebe sprang wieder in mir auf — und der alte Haß: Wie gern hätte ich ihr die Stirn in ihre armen mageren Hände gelegt und gesagt: „Lass gut sein, Marianne. Bleibe bei mir und alles ist gut.“ Aber nein, nein! Bin ich nicht ein Mann? Gibt es keinen Stolz? Und die Gerechtigkeit? Wie auf einen verfluchten Befehl legte ich die Hände auf dem Rücken zusammen, ich zwang meine Gesichtsmuskeln lächeln und hart zu sein und sagte halblaut: „Lass diese Komödie. Unter vier Augen lügt man nicht. Geh!“ Sie hob die Arme mit halbgeöffneten Händen und sah mich an. Und dieser Blick ward in mir brennen so lange ich atmen kann. Ihre Augen flammten in so furchtbarem Ernst, daß ich deutlich spürte wie etwas in mir zerbrach und zerriss. . .

Von da an weiß ich nichts mehr. Als ich erwachte, lag ich quer über meinem Bett, wie hingeworfen. Es war vollkommen hell, aber die Schreibtischlampe brannte noch. Ich löschte sie und klingelte nach dem Stubenmädchen. Das Erlebnis der Nacht kam wieder über mich. Als das Mädchen eintrat, fragte ich ganz ruhig: „Wieviel Uhr ist es?“

„Halb neun.“
„Danke. Sagen Sie, ist heute nacht hier in der Pension eine Dame abgestiegen mit Namen Marianne B...?“
„Nein, mein Herr, seit vierzehn Tagen ist kein neuer Pensionär hinzugekommen.“ — „Wissen Sie das bestimmt?“ Das Mädchen lächelte nachsichtig. „Gewiß, ich weiß ja von den Herrschaften die Zimmer an und führe außerdem die Liste.“

Ich fühlte, daß ich schneeweiß wurde und sagte kurz: „Danke. Bringen Sie mir das Frühstück.“
Das Mädchen zauderte noch ein wenig und deutete auf das Bett.
„Haben der Herr heute nacht nicht geschlafen?“
„Nein... ich habe ein wenig gearbeitet.“ — Die Dienerin lächelte freundlich. „Verzeihung, wollen der Herr nicht jetzt noch ein Stündchen schlafen? Ich bringe das Zimmer gegen später in Ordnung, vielleicht heute nachmittags. Der Herr sehen nicht gut aus.“

Diese freundliche Sorgsamkeit quälte mich bis aufs Blut. Ich nahm mich jedoch zusammen und sagte kurz: „Ich werde nicht mehr zu Bett gehen heute. Bringen Sie mir das Frühstück.“
Tage vergingen. Ich lebte unter einem furchtbaren Druck und hatte Angst an das zu denken, was geschehen war. Wäre ein Mensch zu mir gekommen und hätte mir das erzählt, so hätte ich vielleicht die Augenbrauen hochgezogen und gesagt: „Ja, so was ist doch vorkommen. Man kennt einige Fälle. Meistens handelt es sich um Halluzinationen oder um eine mangelhafte Korrektur der Sinnesäußerungen.“ Dann hätte ich ihm einige unauffällige Fragen gestellt; seine Reflexe untersucht und irgendein Brompräparat verschrieben. Aber da es sich um mich selbst handelte, war ich machtlos. Das schlimmste waren die Nächte, und ich machte noch einmal jene Frage durch, die man als Kind im dunklen Zimmer hat, wenn man sich fürchtet, daß man bei dem Stuhle vor sich nicht ruhen kann.
Gegen Wochen später kam dann dieser Brief, der mein Leben zu dem gemacht hat, was es jetzt ist: ein Ding, das nicht einmal zum Weg-

werfen taugt. Der Briefumschlag war kreuz und quer mit Adressen bedeckt und trug die Poststempel aller Städte, in denen ich seit drei Jahren gewesen war. Die Handschrift des Absenders war mir unbekannt, und ich empfand vor dem Öffnen jenes unbestimmte Mißbehagen, den man immer vor Briefen hat, deren Absender man nicht kennt. Schließlich zwang ich mich jedoch und riss ihn auf. Der Brief lautete so:

„Sehr geehrter Herr! Am 15. November morgens gegen zwei Uhr starb meine geliebte Tochter Marianne B. Eine Lungenentzündung raffte sie binnen vier Tagen hinweg. In den letzten Stunden ihres Lebens rief sie fortwährend einen Namen, der mir sowohl als auch meinen Angehörigen vollkommen unbekannt war. Da sie in hohem Fieber bewußtlos lag, war es unmöglich zu erfahren, nach wem sie in diesem Ton, den ich nie an meinem Kind gehört habe, und den ich nie vergessen werde, rief. Die Erinnerung daran tut mir sehr weh. Lassen Sie mich kurz sein. Ich habe einige Tage nach meines Kindes Tod ihre Papiere, Briefe usw. durchsucht, weil es mir wohlthat, in meinem Schmerz etwas in der Hand zu haben, das ihre Hände noch kurz zuvor berührt hatten, fand ich einen Brief, der kaum angefangen war und dessen Umschlag Ihre Adresse trug. Nun wußte ich auch, wessen Namen sie in ihren letzten Stunden mit so großer Sehnsucht gerufen hatte. Es war der Friseur. Vielleicht haben Sie Ihre Anne geliebt, vielleicht waren Sie ihr ein guter Freund, ich weiß es nicht. Genug, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen diesen Brief zu schreiben, es fällt mir schwer, vor meinem Kinde als von einer Toten zu sprechen. Sie war mein Liebling. Georg B.“

Ich las den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn wieder in das Kuvert. Aber ich spürte, wie eine entsetzliche Kälte in mir aufstach, und ich begriff in einem Augenblick, daß es eine Schuld gibt, die größer ist, als daß ein Mensch sie sühnen könnte. Ich habe dem Liebsten, was ich besah, das bittere Sterben noch bitterer gemacht.

Ein ganz toller Einfall.

Humoreske von Paul Witz.

Herr Waldemar Wimmer trat vor den Spiegel und machte sorgfältig Toilette. Fröhlich, der alte Diener, stand am Tisch und packte den Koffer.

„Nun, wie schau ich aus, Fröh?“
„Brillant, Herr Wimmer, man sieht Ihnen Ihre fünfzig Jahre bestimmt nicht an.“
Der alte Herr nickte. „Nicht wahr, das meine ich auch. Und ich kann doch noch Einbruch auf ein junges Mädchen machen, was?“
Fröh sah ihn sprachlos an.
„Bestimmig sagte der Alte: „Nun, Frauen Sie nicht, Fröh, es bereiten sich große Dinge vor.“

Der im Dienst ergraute Diener schweig; eigentlich wollte er sagen: „Wenn das nur gut geht“, aber er sagte es nicht, sondern wiegte nur bedenklich den Kopf.
„Also lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen“, lächelte Herr Waldemar, „sondern packen Sie schnell ein, denn in einer halben Stunde geht der Zug.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Karl Kühne, der Neffe des alten Herrn, fast atemlos ins Zimmer stürzte.
„Onkelchen, du mußt mir helfen, ich bin in der größten Verlegenheit!“ rief der junge Mann.
Aber Onkelchen blieb ganz ruhig und sagte nur: „Erstens ist es keine Zeit, so ins Zimmer hereinzufliegen, und zweitens habe ich keine Zeit, denn, wie du siehst, will ich eben verreisen. Also ich bedauere.“

„Aber lieber Onkel, eine Sache von größter Wichtigkeit!“
„Bedauere, meine Sache ist noch wichtiger.“
„Aber mein Lebensglück hängt davon ab!“
„Ebenso das meinige“, sagte lächelnd der Alte. „Damit Du mich aber für das Glück oder Unglück nicht verantwortlich machst, will ich Dich trotz alledem anhören.“ Er winkte dem Diener, daß er hinausging. „Also was willst Du?“

„Lieber Onkel, ich muß in einer halben Stunde eine notwendige Reise antreten und ich habe kein Geld. Ein Freund, dem ich dreihundert Mark geliehen habe, hat mich im Stich gelassen, und nun komme ich zu Dir, Dich um fünfzig Mark zu bitten. Am Quartalsabschluss, sobald ich mein Gehalt bekomme, zahle ich Dir alles pünktlich zurück.“
Nachdem Karl fragte der Alte: „Und weshalb mußt Du verreisen?“

Ein wenig zögernd entgegnete Karl: „Eigentlich wollte ich Dich damit überraschen. Wie die Sache aber jetzt liegt, kannst Du es auch gleich erfahren, ich will zu meiner Braut fahren, um mit von ihrem Vater das Jawort zu holen.“

„Und deshalb die Eile?“
„Gewiß, Onkelchen, denn meine Martha schrieb mir, daß ich sofort, unbedingt sofort kommen müsse, weil ihr Vater von einem reichen Bräutigam gesprochen habe, der noch heute vormittag um ihre Hand anhalten würde; es handelt sich jetzt für mich darum, früher anzukommen als dieser andere; deshalb also die Eile.“

Der alte Herr nickte schmunzelnd, dann fragte er: „Und wenn ich nun ein wenig neugierig sein darf — wohin willst du fahren?“
„Nach Ruhheim, Onkelchen.“
„Zu Herrn Doktor Webemeier?“
Karl starrte den Onkel an: „Du weißt es also doch schon?“

„Und wieder schmunzelte der Alte: „Ich ahnte es beinahe. Du wußt also um Martha Webemeier anhalten, nicht wahr?“

„Das will ich, Onkelchen, denn wir lieben uns schon lange! Und wenn du ein bißchen aufmerksamer gewesen wärst, hättest du es schon merken müssen, als Martha zum Besuch vor vier Wochen hier war.“
Der Onkel schweig ein Weilschen und strich nachdenklich seinen wohlgepflegten Bart. Dann sagte er mit leicht spöttischem Lächeln: „Nun denn, mein lieber Karl, ich würde dir sehr gern gefällig sein, indessen diesmal kann ich es nicht, weil — nun kurz heraus — weil ich selber der andere bin, der heute um die Martha anhalten will.“

Sprachlos saß Karl in einen Sessel. Aber gleich wieder sprang er auf und rief entsetzt: „Das ist doch gar nicht möglich, Onkel!“
„Wie du siehst — doch!“
„Aber sie ahnt ja nicht, daß du es bist!“

„Sie wird es in drei Stunden erfahren“, nickte lächelnd der alte Herr. „Übrigens habe ich ihren Papa gebeten, mir nicht vorzugreifen, da ich für mich selber reden will!“
Atemlos starrte Karl ihn an. Dann fragte er hastig: „Nun und der Papa? Er heißt Dich wirklich als Freier willkommen?“

Mit leicht überlegenem Lächeln erwiderte das Onkelchen: „Warum sollte er es denn nicht tun? Solche Partien, wie ich es bin, akzeptiert man doch immer noch ganz gern. Übrigens kannst Du auch darüber beruhigt sein — der Herr Papa hat mir doch noch keine Zusage gemacht. Du siehst also, ich habe noch genug Zutrauen zu mir selber.“

Wittend sagte Karl nun: „Aber lieber Onkel, tu es nicht — Martha liebt Dich ja doch gar nicht!“
Da lächelte Onkelchen wieder überlegen und sprach: „Lieben, mein Junge, ist ein Wort, das von jungen Leuten meist überspätet wird. Zur Ehe sind vor allen Dingen geregelte Verhältnisse notwendig, und wenn man sich sonst nur gut versteht, dann findet sich alles andere nachher von selbst.“

„Nun, ich denke darüber anders!“ rief Karl erregt. „Auch meine Verhältnisse sind geregelt, und wenn ich auch kein solches Einkommen habe wie du, so reicht es doch für zwei Menschen, die sich lieb haben und sich einigermassen verstehen! Also du wußt mir das Geld nicht borgen?“

„Bedauere, mein Junge, das ließe ich ja doch mir selbst die Hände binden!“ schmunzelte der Alte.
„Nun, so werde ich anderswo Hilfe finden!“ Damit stürzte der junge Mann hinaus.
Rittelmäßig sah Herr Waldemar ihm nach. Der arme Junge tat ihm leid, er war ein lieber Kerl, aber schließlich ist sich ja doch jeder selbst der Räuber. Damit tröstete er sich, fuhr zur Bahn und bestieg den Personenzug, der ihn in drei Stunden nach Ruhheim bringen sollte.

Inzwischen lief Karl von einem Freund zum andern, aber vergeblich, denn keiner konnte etwas entbieten. Es blieb nichts anderes übrig, er verließ seine Uhr.
„Nun aber schnell zur Bahn!“
Doch als er eben das Mittel lösen wollte, fuhr sein Zug gerade zur Halle hinaus.
„Zu spät! Wie gedrohen laut er auf eine Bank und überlegte, was ihn jetzt noch retten konnte. Der nächste Zug ging in zehn Minuten, aber es war der Röhner D-Zug, der nicht in Ruhheim hielt.
Schon war er der Verarmung nahe, da erschien plötzlich ein ihm unbekannter älterer Herr.
„Guten Tag, Herr Kühne“, sagte

der Herr mit leicht umflorter Stimme. „Sie wollen wohl auch nach Röhren? Das trifft sich famos. Da habe ich ja Gesellschaft. Ich bin nämlich wieder leberleidend und warte nach Röhren zu einem Spezialarzt fahren.“

Karl sah ihn finnen an. „So, so, nach Röhren wollen Sie also deshalb?“ fragte er teilnahmsvoll.
„Ja, ich muß wohl“, nickte der andere, „von diesem Spezialarzt erhoffe ich Hilfe.“

Da auf einmal — blickartig — leitete eine Idee in Karl auf. Ein ganz toller Einfall kam ihm. Ein bewegter Streich, wie nur das gekochte Hirn eines Verliebten ihn ausbrüten kann.
„Also fahren Sie in der Tat mit nach Röhren?“ fragte der Kranke nochmals.

„Ja, ich fahre mit“, erwiderte Karl lächelnd. Sein Voratz war gefast, glückte sein Plan, dann war er gerettet.

Der Leberkranke war sehr froh, jetzt Gesellschaft zu haben, und noch froher wurde er, als Karl sich sehr interessiert nach den Details der Krankheit erkundigte, so daß er sich all seinen Kummer so recht vom Herzen herunter plaudern konnte.

Karl hörte alles geduldig mit an. Sein Plan war fertig. Endlich begann er: „Aber weshalb denn gerade nach Röhren? Kennen Sie denn nicht die Klinik von Webemeier in Ruhheim? Das ist doch weit und breit der gefuchteste Spezialist für Leberleiden, und er hat Hunderte von den allerhöchsten Fällen kuriert.“

Der andere, ängstlich um sein Leben, ging auch gleich darauf ein und bat um nähere Mitteilungen.
„Und als Karl nun sah, daß er auf dem richtigen Wege war, ging er mit großer Vorsicht weiter vor, indem er alle die wirklichen Vorgänge des Ruhheimer Instituts pries, was er ja auch mit gutem Gewissen tun konnte.“

Zimmer aufgeregt wurde der andere. „Hätte ich Sie doch nur ein paar Stunden früher getroffen“, jammerte er, „nun ist es zu spät.“
Lächelnd antwortete Karl: „Zu spät ist es nun gerade noch nicht. Wir kommen ja hier am Ruhheim vorbei; das fatale ist nur, daß der D-Zug leider nicht an der kleinen Station hält.“

Jammernd nickte der andere. Schon fühlte er wieder, wie ihn sein Leiden zu quälen begann. Wenigstens redete er sich ein.
„Bald war Ruhheim in Sicht. Dem verliebten Karl pochte das Herz zum Zerpringen. Jetzt war der Moment da! Jetzt mußte er alles wasgen!“

„Aber was ist Ihnen denn plötzlich, lieber Herr“, rief er seinem Genossen zu, „Sie sehen ja gar nicht gut aus.“
Der andere erschauerte und sagte voll Angst: „Ich fühle mich auch wirklich schon ganz schwindel! Wenn nur kein Unfall kommt! Was tun wir denn nur da?“

„Ja, nach Röhren haben wir aber noch gut acht Stunden, in Ruhheim jedoch wären wir in spätestens zwanzig Minuten.“
„Aber der Zug hält doch nicht in Ruhheim!“ wimmerte der andere.
„Da bliebe eben nur die Notbremse als letztes Mittel“, sagte Karl teilnehmend.

„Ach, das ist ein Gedanke! Richtig! Die Notbremse!“
„Wenn Sie Ihrer Gesundheit dies Opfer bringen wollen?“
„Aber natürlich doch! Gar keine Frage!“ Ordentlich mutig klang es.
„Nun gut“, erwiderte Karl, „wenn Sie mir dann gestatten, geleite ich Sie selbst zu Herrn Dr. Webemeier, den ich auch recht gut kenne.“

„Aber das ist ja wirklich ganz reizend von Ihnen! Wie soll ich Ihnen nur dafür danken!“ Glückselig schüttelte er Karl die Hand.
„O bitte, bitte — in solchen Fällen muß man sich doch gegenseitig beistehen!“ enigmatische der Verliebte aufmunternd und froh, daß er nun gerettet war.

Als man nach Ruhheim kam, wurde die Notbremse gezogen. Der Zug hielt. Sofort meldete sich der Kranke, gab seinen ersten Grund für die Unterbrechung der Fahrt an, den der Zugführer schließlich auch gelten ließ, und als die Straße bedeckt war, fuhr der D-Zug weiter.
Karl aber geleitete seinen Gefährten, der sich jetzt schon bedeutend wohler fühlte, nach dem Sanatorium des Dr. Webemeier. Raum hatte er aber seinen Patienten dem Herrn Doktor empfohlen, so eilte er zu seiner Martha, der er überglücklich sein ganzes Erlebnis berichtete.

Mit offenen Armen wurde er empfangen, und bald genug überzeugte er sich, daß er den Onkel durchaus nicht als Nebenbuhler zu fürchten brauchte.

Nach einer halben Stunde trat das junge Paar dann zum Papa Webemeier hin. Und als er den ganzen Verlauf dieses Abenteuers erfährt, mußte er herzhaft lachen und sagte: „Nun, wenn die Sache so steht, will ich dem Glück meiner Tochter auch nicht im Wege sein!“

Glücklich sanken sich die jungen Leute in die Arme.
Zwei Stunden später, mit dem Dummelzug, traf dann auch der gute Onkel Waldemar ein. Noch immer lächelte er sehr zufrieden. Als er jedoch plötzlich seinem Neffen gegenüber stand, verließen ihn mit einmal alle guten Geister, und als er sah, wie Fraulein Martha ihren Arm in den des Neffen legte, da wurde es dem lieben Onkelchen endlich klar, daß er hier nichts zu hoffen hatte.

Papa Webemeier aber klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und tröstete ihn mit einem guten alten Burgenländer.
Der eigentliche Kletter aber, der Leberkranke, wurde bald wieder gesund, denn es erwies sich sehr bald, daß seine schwere Krankheit meißt nur in der Einbildung bestand. Natürlich erfuhr auch er später von Karls totem Einfall, aber auch er lachte herzlich darüber und erzeute das junge Paar durch ein nobles Hochzeitsgeschenk.

Napoleon I. als Juch.

Es war ein schlechtes Jahr für den künftigen „Herrscher der Welt“, das erste Jahr, wo er die Kriegsschule zu Brienne besuchte. In Brienne herrschten damals nämlich, wie ein Mitarbeiter der „Raffega Nazionale“ erzählt, unter den Böglingen Gespögenheiten, die an den Pannalismus der deutschen Studenten der Vergangenheit erinnern: die jüngeren Schüler wurden von den älteren nach allen Regeln der Kunst gequält. Sie mußten für sie arbeiten, alle möglichen Dienstleistungen tun, wurden geprügelt usw. Napoleon wurde der „Fuchs“ des Grafen v. Juigne. Der Graf scheint an dem Treiben seiner Gefährten nicht teilgenommen zu haben, wie folgende Geschichte beweist: eines Tages verfiel einer der älteren Böglinge von Brienne darauf, sich ein zweibeiniges Reitpferd zu wählen. Napoleon, der weit schwächer war als er, wurde dazu auserwählt; er sprang dem jungen Bonaparte auf den Rücken, bearbeitete ihn mit Peitsche und Sporn, zwang ihn, allerlei Volten zu machen usw. Bonaparte mußte sich fügen. Graf Juigne war herüber erbittert; mit Vernunftgründen war natürlich nichts auszurichten und so erklärte er, niemand als er habe das Recht, Bonaparte als Pferd zu benutzen, da dieser sein Fuchsbü. Um seinen Worten mehr Ausdruck zu verleihen, legte er seinem Fuchs einen Zügel über und band ihn an einen Baum! In dieser Lage brachte Bonaparte die freie Zeit zu, und tatsächlich zog er diese Gefangenhaft den Mißhandlungen vor, die er sonst hätte erleben müssen. Als Kaiser gedachte er dankbar des Grafen Juigne und mehr als einmal sagte er, Graf Juigne habe ihm mehr Schläge erpart, als er Haare auf dem Kopfe habe.

Mißhandlung von Geisteskranken

In welcher unmenschlicher Weise man früher gegen Geisteskranke verfuhr, zeigt eine Nachricht aus Hamburg aus dem Jahre 1685. „Es hat sich allhier“, heißt es in der Mitteilung, „ein seltsamer Fall mit einem Kutischer namens Martin Boh zugetragen, der bei einem vornehmen Mann gedient hat. Er ist vor anderthalb Jahren in Unsinnsgeistes geraten, weshalb er nach dem Verbot gebracht worden ist. Hier ist er nachher nicht allein sprachlos, sondern auch ganz taub, blind und gelähmt geworden. Auch hat er in dem vergangenen Winter in der größten Kälte Spitternackt ärgert als ein Stück Blei im Schmutz gelegen. Von diesen großen Leiden gebrochen ist er aber ganz unterlebens und augenblicklich vergangene Woche den 14. Mai um 4 Uhr leibhaftig worden, so daß er nicht allein seine Sprache, Gehör und Gesicht, sondern auch guten Verstand wieder bekommen hat.“

Der erste Postwagen, der sich je auf einer Eisenbahnlinie verlorbete, ging am 1. Juli 1837 von London ab.